



HANNA
CASPIAN



SCHLOSS LIEBENBERG

Hinter dem falschen
Glanz

Roman

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt. Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Eigenlizenz März 2023
Knaur Taschenbuch
Originalausgabe März 2023
Knaur Paperback
© 2023 Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Michael Meller Literary Agency GmbH, München.
Redaktion: Clarissa Czöppan
Covergestaltung: FAVORIT BÜRO, München
Coverabbildung: Collage von FAVORIT BÜRO unter Verwendung
von Motiven von Shutterstock.com, Arcangel und Trevillion Images
Satz: Sandra Hacke, Dachau
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-52848-8

2 4 5 3 1

Niemand ist so reich,
daß er die Vergangenheit zurückkaufen kann.

Oscar Wilde

Dienstboten

Adelheid Schaaf – Zweites Hausmädchen
Hedda Pietsch – Zweites Stubenmädchen
Viktor Novak – Erster Diener
Oswald Opitz – Haushofmeister, also Butler und höchster Diener
Diedrich Budde – Zweiter Diener
Henriette Reineke – Mamsell
Martha Petzold – Erstes Stubenmädchen
Lydia Keller – Drittes Stubenmädchen
Gerda Altvater – Erstes Hausmädchen
Moritz Lüdke – Hausbursche
Hubertine Möckel – Köchin
Irene Böhme – Unterköchin
Liesel – Küchenmädchen
Anni – Spülmädchen
Herr Hartwich – Kutscher / Chauffeur
Arthur Schneider – Kammerdiener in Berlin

Sonstige Personen

Constanze Maiwald – Gesellschafterin von Ruth Mandelbaum
Ruth Mandelbaum – jüdische Witwe
Hugo Mahl Zahn – Constanzes Verlobter
Karl Schaaf – Vater von Adelheid
Friedel, Bernhard, Edeltraud, Gundula und Gunther – Geschwister von Adelheid
Justus und Anna Novak – Eltern von Viktor
Ricarda, Theodora und Leander – Viktors Geschwister
Edgar – Heddas Bruder

Historische Persönlichkeiten

Die Fürstin, Gräfin von Sandels – Gattin des Fürsten zu Eulenburg
Alexandrine, Augusta und Viktoria – Töchter des Fürstenpaares

Politische Figuren

Philipp Fürst zu Eulenburg und Hertefeld – langjähriger bester Freund
von Kaiser Wilhelm II.

General Kuno von Moltke – Stadtkommandant von Berlin, ehemali-
ger Flügeladjutant des Kaisers

Maximilian Harden – Journalist und Begründer der Zeitschrift *Die
Zukunft*



Kapitel 1

Anfang Juni 1907

Unfassbar. Mich in dieser Situation auch noch mit so etwas zu belasten.« Das hatte die Fürstin entrüstet gesagt und Adelheid stehen gelassen. Und dann hatte das Unglück seinen Lauf genommen.

Jeden Morgen passierte nun das Gleiche – mittlerweile als ungeliebtes Ritual. Der Wecker klingelte, und Adelheid schlug die Augen auf. Dann dachte sie daran, dass ihr Vater das mit dem Wecker erst gar nicht hatte glauben wollen. Ein Wecker war eine Uhr. Und Uhren besaßen nur reiche Menschen. Sobald sie an ihren Vater dachte, dachte sie an ihre Mutter. Ihre Mutter, die nun tot war. Gestorben, weil die Fürstin sich geweigert hatte, einen Arzt zu holen. Und sobald sie daran dachte, gab es nur noch eins, worum ihre Gedanken die restlichen Stunden des Tages kreisten – Rache!

Nur allzu gerne würde sie der Fürstin und dem Fürsten diesen Schmerz und diesen Verlust mit gleicher Münze heimzahlen. Doch je länger sie über einem möglichen Gegenschlag brütete, desto deutlicher wurde ihr bewusst, wie machtlos sie war. Sie war so unwichtig, dass sie praktisch nichts tun konnte, was die Aufmerksamkeit des Fürstenpaares mehr als fünf Minuten erregte. Selbst wenn sie beispielsweise eine kostbare Vase umgeworfen hätte, hätte sie nicht einmal mehr mitbekommen, ob und wie sehr sich die Fürstin ärgerte. Sie wäre einfach hinausgeworfen worden. Bei kleineren Unfällen würde ihr lediglich etwas vom Lohn abgezogen. Sie war nur geduldet im luxuriösen Leben der anderen. Sie besaß den Wecker ja auch nicht. Er stand nur auf ihrem Nachttisch, weil sie die Erste war, die

im Schloss aufstehen musste. Ihre Rachedgedanken hatten sich wie Flöhe bei ihr eingenistet und juckten sie den ganzen Tag über. Sie waren so stark, dass sie sogar ihre romantischen Tagträume von Viktor Novak, dem ersten Diener, verdrängten.

Kaum eine Viertelstunde nach dem Aufstehen schleppte Adelheid den Blecheimer, die Kehrschaufel mit Besen, Zeitungspapier und den Korb mit den kleineren Holzscheiten in den Salon, in dem die Familienessen stattfanden. Auch Liesel, das Küchenmädchen, war schon zugange und polierte wie jeden Morgen den kalten Herd, der am Abend zuvor mit Scheuersand geschrubbt und mit Eisenschwärze eingerieben worden war. Danach würde sie ihn anfeuern und alles für das Frühstück der Dienstboten vorbereiten. Alle anderen schliefen noch.

Sie selbst würde nun die Kamine in den herrschaftlichen Salons säubern und zum Anfeuern vorbereiten. Vom Herbst bis zum späten Frühjahr musste sie die Feuer direkt anfachen. Aber bei einer Wetterlage wie jetzt wurde es von Tag zu Tag entschieden. Bis in den Juni sitze noch die Kälte des Frühlings in den Mauern, hatte Hedda ihr gestern erklärt. Die letzten zwei Wochen war es zwar schon so warm gewesen, dass einzelne Kamine erst am Abend angemacht worden waren. Doch wann sie heute entzündet wurden, würde die Mamsell entscheiden, sobald sie runterkam. Bis die Herrschaften hier unten wären, war immer noch genug Zeit, damit ein Feuer den Raum mit behaglicher Wärme durchströmte.

Sobald die Standuhr im Vestibül sechs schlug, musste Adelheid nach oben und die anderen Frauen wecken. Dann würde sie hier weitermachen, bis es Essen gab. Nach dem Frühstück der Dienstboten waren die ersten Herrschaften wach, und sie musste sich um die Abortpfannen kümmern. Mittlerweile hatte Adelheid einen regelrechten Hass auf diese Porzellanschüsseln entwickelt. Wie konnte es sein, dass sie den Dreck dieser Leute wegmachen musste, die sich selbst einen Dreck um ein Menschenleben scherten?

Rache, dieses Gefühl hatte Adelheid fest im Griff. Sie konnte an nichts anderes mehr denken. Es war, als hätte sich ein Bilderrah-

men vor die Welt geschoben, und sie betrachtete nun alles und jeden auf dem Schloss durch diesen Rahmen. All der Glanz und die Pracht und Herrlichkeit – alles so falsch. Ihre angebliche Gnade und Christlichkeit – alles so verlogen.

Der Tierarzt war letzte Woche zwei Mal aufs Schloss gekommen, weil eins der Pferde an einer Kolik litt. Für die Tiere des Guts war kein Aufwand zu groß. Moritz, der Hausbursche, brachte jeden Tag Essensreste zum Schweinestall. Jedes Mal, wenn Adelheid es sah, traf es sie in ihren Eingeweiden. Das gute Essen, häufig Kartoffelschalen, manchmal etwas nicht mehr ganz knackiger Kohl, selten trockenes Brot – alles wurde den Schweinen zum Fraß vorgeworfen. Nichts von alledem hätten ihre Geschwister verschmählt. Sie hätten sich darum gerissen. Pferde und Schweine und all das andere Getier wurden von der Fürstenfamilie als wertvoll angesehen. Wertvoller als das Leben ihrer Mutter.

Als Adelheid mit dem Kamin im Frühstückssalon fertig war, ging sie rüber in die Bibliothek. Sie stellte den Blecheimer und das andere Zeug an die Seite, griff nach dem Funkenschutz aus Metall und stellte ihn zur Seite. Mit Kehrblech und Bürste lehnte sie sich vor, um die kalte Asche aufzufegen.

Sie trug die dunkle Kaminschürze, die dreckig werden durfte. Später würde sie diese gegen den Frühkittel austauschen, den sie trug, wenn sie die Abortpfannen säuberte. Erst danach würde sie ihre richtige Arbeitsschürze anziehen. In ihren ersten Wochen als Hausmädchen hatte sie es bemerkenswert gefunden, dass sie mehr unterschiedliche Schürzen gestellt bekam, als sie vorher an Kleidung besessen hatte. Damals hatte sie sich noch über all das gefreut.

Doch nun war es ihr bitter geworden. Bitter und schal. Ihre Mutter war vor vier Wochen gestorben, wenige Stunden, nachdem sie noch ein Mädchen geboren hatte. Am liebsten wäre Adelheid gegangen. Weggegangen, wieder zurück zu ihrer Familie. Edeltraud kam mit ihren neuen Aufgaben nicht zurecht. Statt in die Schule zu gehen, musste sich die jüngere Schwester nun um das mutterlose Baby und den Haushalt kümmern. Dabei wäre schon eine der bei-

den Aufgaben fordernd genug gewesen. Als Adelheid nach der Beerdigung ihre Familie besucht hatte, herrschte Chaos. Sie musste Edeltraud Dinge erklären, die sie nicht wusste oder noch nie selbst erledigt hatte. Am liebsten wäre Adelheid gleich dortgeblieben, um für die Geschwister zu sorgen. Wenn sie es sich doch nur leisten könnte, im Schloss aufzuhören. Doch daran war nicht zu denken.

Deshalb erledigte sie ihre Arbeit so gewissenhaft wie zuvor. Adelheid häufte die angekohlten Holzstücke, die nicht ganz verbrannt waren, in der Mitte des Kamins aufeinander. Vorsichtig, sodass kein Dreck aufgewirbelt wurde. Zwar würden sie und Gerda Altvater noch vor dem Eintreffen der Herrschaften hier unten durchfegen, eventuell sogar feucht wischen, aber sie musste ja keinen unnützen Schmutz auf den Steinplatten verteilen. Als Nächstes beugte sie sich über die kalte Glut und fegte langsam, aber kräftig das, was das Feuer hinterlassen hatte, nach vorne. Die erste Blehschaufel Asche ging in den Eimer. Sie fegte weiter und hörte ein anderes Geräusch, wie ein leises Schleifen, wenn man Papier über einen Steinboden schob.

Was war das? Tatsächlich hing ein Stück Papier unter dem Besen. Adelheid griff danach und schüttelte Aschereste ab. Es war ein Briefumschlag. Nun erkannte sie in der Asche noch mehr Papierreste. Ein kleines Stück, auf dem nur noch eine angekohlte Briefmarke zu sehen war, hatte die Flammen überlebt. Jetzt, da sie genauer hinsah, erkannte sie überall kleine Reste von Briefen und Umschlägen, von denen aber nichts größer war als ein altes Dreimarkstück. Jemand hatte gestern Abend wohl etliche Papierstücke den Flammen überantwortet. Nur der eine Brief, den sie in Händen hielt, war in Gänze erhalten geblieben, etwas braun an den Rändern. Adressiert war der Brief an den Fürsten. Vermutlich hatte er ihn ins Feuer geworfen, und das Papierstück war neben die Flammen gefallen.

Der Fürst war gestern Abend in der Bibliothek gewesen. Adelheid wusste das, weil sie mitbekommen hatte, dass er sich spätabends von Viktor Novak noch einen Portwein hatte bringen lassen. Warum

hatte der Fürst alte Briefe verbrannt? Er war jemand, der außerordentlich viele Briefe schrieb und bald genauso viele bekam. Durch Gespräche der männlichen Diener wusste sie sogar, dass er manchmal Briefe, die er verschickte, kopieren ließ, um sie zu archivieren. Und nun hatte er etliche dem Feuer übergeben. Warum?

Die Uhr im Vestibül erklang mit einem sonoren Schlagen. Bevor sie zum sechsten Mal geschlagen hatte, war der Brief bereits in der Tasche ihres Kittels verschwunden. Adelheid stand auf, ließ alles liegen und ging schnell runter zum Händewaschen. Sie musste nun oben an den Schlafkammern der anderen Frauen klopfen.

* * *

Die ganze Zeit über war ihr fast schwindelig gewesen bei der Vorstellung, jemand könnte entdecken, dass sie den Brief an sich genommen hatte. Stundenlang hatte Adelheid den Brief mit sich herumgetragen – zunächst in der Tasche der Kaminschürze, dann in der Tasche des Frühkittels und zum Schluss in der Tasche ihrer normalen Hausmädchenschürze. Erst am späten Vormittag hatte sie Zeit gefunden, das Papier eilig in das Leinen ihres Kopfkissens zu stopfen.

Den ganzen Tag über war sie gespannt, was ihr der Brief offerieren würde. Vielleicht nichts, was für sie von Wert sein könnte. Vielleicht die Besprechung einer Opernaufführung. Oder die Erzählung eines Besuches an einem der Fürstenhöfe. Oder es war einer der Bittbriefe, die der Fürst angeblich so hasste. Als bester Freund des Kaisers bekam er jede Menge solcher Bittbriefe, deren Adressaten ihn baten, eine bestimmte Sache dem Kaiser zur Kenntnis zu bringen. Adelheid ahnte, dass es nicht so ein Brief war. Unwichtige Briefe konnte man einfach in den Papierkorb werfen. Man musste sie nicht verbrennen.

Jetzt hatte sie endlich Feierabend, und sie saß wie auf glühenden Kohlen. Die Tür einen Spalt geöffnet, wartete sie darauf, dass Lydia Keller endlich die Badestube der Dienstoffotinnen freigab. Lydia be-

saß einen boshaften, gehässigen Charakter. Sie genoss es, wenn die anderen warten mussten. Hedda, ihre Stubengenossin und Freundin, war schon fertig, lag im Bett und las einen Brief vor, den sie heute von ihren Brüdern aus der Kolonie Deutsch-Südwestafrika erhalten hatte. Diese äußerten sich begeistert darüber, dass die Regierung nun endlich ein Kolonialministerium einrichtete.

Endlich sah sie Lydia auf dem Flur. Schnell eilte sie rüber in die Badestube, bevor Gerda Altvater sie blockieren würde, und schloss ab. Neben der Waschschüssel war Wasser verschüttet worden. Auch das machte Lydia mit Absicht. Sie hätte nun Mamsell Reineke rufen müssen, damit Lydia selbst aufwischte. Aber natürlich tat sie das nicht. Wenn sie es aber so ließ, und das nächste Mädchen rief dann die Mamsell, blieb alles an ihr hängen. Lydia fütterte Adelheids Hass gegen sie fast täglich.

Sie zog einen kleinen Schemel unter die elektrische Glühbirne. Dann holte sie den Umschlag hervor, den sie zwischen ihrem zusammengefalteten Nachthemd versteckt hatte.

Das Umschlagpapier fühlte sich spröde an, so, als könnte es jeden Moment zu Staub zerfallen. Vorsichtig faltete Adelheid den Brief auseinander. Genau in der Mitte des Papiers lag die braune Stelle, die Ecke, die dem Feuer vermutlich am nächsten gewesen war. Doch das Papier war dick und hatte das Feuer überstanden. Es war gutes Papier, Büttenpapier. Ihr Blick flog über die Zeilen.

Meine liebste Philine, ...

Meine liebste Philine – welche Dame war damit gemeint? Die Fürstin hieß Augusta. Die Komtessen konnten nicht gemeint sein – Alexandrine, Augusta und Viktoria. Von all den herrschaftlichen Namen passte zu Philine nur Fürst Philipp zu Eulenburg – ein Mann. Aber wieso sollte jemand den Fürsten wie eine Frau anreden? Das wäre gänzlich unangebracht. Und doch lag es nahe, dass es ein Brief aus der fürstlichen Korrespondenz war. Vielleicht ein missratener Scherz? Doch dem weiteren Inhalt nach zu urteilen, kannten sich der Absender und der Adressat äußerst gut.

... deine köstliche Beschreibung in deinem letzten Brief hat mein Blut in Wallung gebracht. Nur zu gerne wäre ich mit auf eurem Boot gewesen, auf dem Starnberger See mit dem frivolen und willigen Jakob Ernst. Der Fischer mit den schnellen Händen und der geschickten Zunge. Wie sehr beneide ich dich um das Vergnügen. Deine Erzählungen lassen mein Herz klopfen und meine Hose prall werden ...

Herrje, was war das denn?! Adelheid schoss die Röte ins Gesicht. Fast hätte sie den Brief fallen gelassen, so heiß brannten die verätherischen Zeilen zwischen ihren Fingern. Sie musste tief durchatmen. Egal, was sonst noch dort geschrieben war – das war mehr als deutlich.

Ich kann es gar nicht sagen, wie sehr ich mich nach dir verzehre. Wenn wir uns das nächste Mal treffen, dann musst du mir genau zeigen, wie der Fischer das gemacht hat. Ich ...

Um Himmels willen, wollte sie wirklich noch mehr von den Schmutzereien lesen? Adelheids Blick lief ans Ende des Briefes. *Dein Tütü*, stand dort nur. *Tütü*? Das war doch ein Ballettröckchen. Dann hatte es vermutlich eine Frau geschrieben. Aber müsste es dann nicht heißen *Deine Tütü*? *Lässt meine Hose prall werden ...*

Zudem – irgendein Fischer hatte eine geschickte Zunge. Ein Fischer vom Starnberger See, wo die Familie ein Feriendomizil hatte. Was bedeutete das? Dass er gut reden konnte? Ein Fischer? Wie auch immer erklärte es, was ihr Vater angedeutet hatte – dass der Fürst sich zu Männern hingezogen fühlte. Dann erklärte es vielleicht auch, warum Adelheid den Fürsten frühmorgens aus dem Zimmer eines fremden Mannes hatte kommen sehen. Wenn sie das nun in Verbindung brachte mit dem, was Hedda ihr vor wenigen Tagen im Geheimen erzählt hatte, dann war klar, weswegen der Fürst diesen Brief hatte verbrennen wollen. Plötzlich war sie sich sicher, dass der Brief von einem Mann war – an einen Mann. An den Fürsten! Der ihn hatte vernichten wollen, aus gutem Grund.

Schließlich hatte er sich selbst angezeigt, gerade erst vor wenigen Tagen, um sich von jedem Verdacht reinzuwaschen. Ein Journalist aus Berlin hatte den Fürsten und einen guten Freund – und zwar genau jenen Mann, aus dessen Schlafzimmer Adelheid den Fürsten hatte kommen sehen – unzüchtiger Dinge bezichtigt. Sie seien homosexuell. Ein Umstand, dessen Ausübung strafbar war. Der Umstand, dass der Fürst einer der besten Freunde des Kaisers war und zudem Hausherr der sogenannten Liebenberger Tafelrunde, einer Gruppe angeblich ebenfalls homosexueller Männer aus Politik, Diplomatie und Militär, verlieh der ganzen Sache ungeahnte Brisanz. Der deutsche Kaiser, umringt von Beratern, die alle, wie es hieß, *widernatürlich* veranlagt waren, nicht auszudenken! Der engste Kreis des Kaisers – manipulierbar und erpressbar!

Schlagartig wurde ihr klar, dass sie ein Vermögen in Händen hielt. Unfassbar. Der Brief konnte etwas ganz Ungehöriges beweisen. Mit diesem Brief könnte sie den Fürsten, und damit auch die Fürstin und seine ganze vermaledeite Familie, ins Unglück stürzen. Auf dem Hocker sitzend, lief ihr Blick hoch zum warmen Licht der elektrischen Glühbirne. Sie blinzelte, aber sonnte sich in dem goldgelben Licht. Wie flüssiges Glück lief es über ihren Körper. Dieser Brief versprach ihr das Maß an Rache, nach dem es sie verlangte.

Mitte Juni 1907

Hedda huschte über den Flur. Bloß jetzt nicht den Fürsten stören. Er lag noch immer im Bett, wie so häufig in letzter Zeit. Bisher hatte Hedda nicht gewusst, was eigentlich los war. Warum er sich immer öfter und immer länger ins Bett zurückzog. Und warum der Doktor immer häufiger erscheinen musste. Nun endlich wusste sie es. Es ging nicht einfach nur um eine politische Unwegsamkeit, um den altbekannten Vorwurf der Kamarilla, der Geheimregierung, der seit Jahren immer mal wieder ertönte. Nein, Viktor Novak hat-

te ihr Sachen erzählt, die sie kaum glauben mochte. Und doch erklärten sie den Aufruhr der letzten Monate.

Wenn Novaks Erklärungen stimmten – und vieles sprach dafür –, dann war es kein Wunder, dass der Fürst sich quälte, als wäre er in den siebten Höllenkreis verbannt. Die ungeheuren, und nun in aller Öffentlichkeit ausgebreiteten Vorwürfe peitschten auf seine Seele ein. Ein Martyrium, aus dem er sich anscheinend nicht zu befreien wusste, wie Novak ihr mit belegter Stimme erklärt hatte. Welche Konsequenzen hätte das für ihr Haus, für die Dienerschaft? Diese Überlegung machte selbst Hedda nervös.

Die Fürstin war schon wach und in der Schlafkammer ihres Mannes. Offensichtlich redete sie ihm gut zu. Leise lief Hedda rüber ins Schlafgemach der Dame, öffnete die Fenster, legte jeweils ein Laken auf die Fensterbretter und griff sich das Kissen. Sie schlug es kräftig aus, bevor sie es zum Lüften auf die Fensterbank legte. Das Gleiche machte sie mit dem Federbett. Sie erledigte ihre Aufgaben so routiniert, dass ihr Zeit für eigene Gedanken blieb.

Gestern hatte der Kronleuchter im großen Salon seinen Dienst versagt. Er hatte kurz geflackert, dann gingen alle Lichter aus. Die Familie saß plötzlich im Dunkeln. Man hatte jemanden aus Oranienburg bestellt, der hoffentlich heute kommen und alles reparieren würde. Irgendwie erschien es Hedda passend. Sie konnte es gar nicht so genau sagen, seit wann diese beklemmende, düstere Atmosphäre das Schloss im Würgegriff hatte. Schon letztes Jahr im Mai waren die ersten dunklen Gewitterwolken aufgezogen. Nach ein paar Wochen hatten sie sich aufgelöst, vorerst. Dann, im letzten November, hatte sich die quälende Atmosphäre wieder über das Schloss gelegt, und zwei Wochen vor Weihnachten war die Familie fluchtartig abgereist. Und als sie im Januar wiedergekommen waren, war die Aufregung groß gewesen. Eine Tochter, Augusta, hatte heimlich und unerlaubt den bürgerlichen Sekretär des Fürsten geheiratet. Einmal noch war Augusta mit ihrem Mann hier aufgetaucht, aber nun waren sie nicht mehr gerne gesehen.

In diesem Frühjahr schien es, als würde sich endlich wieder alles

beruhigen. Als könnte es bald wieder wie früher werden, als sie jede Menge Besuch empfangen und große Diners ausgerichtet hatten. Doch plötzlich, schon zu Anfang April, war man wie von der Welt abgeschnitten gewesen. Seitdem war nichts mehr so wie vorher. Die Gewitterwolken waren zurück, größer als je zuvor. Eine beklemmende Stimmung lag auf den Herrschaften und sickerte wie warm gewordenes Pech in die Dienstbotenetage. Lange hatte Hedda nicht verstanden, was die Ursache dafür war. Bis Viktor Novak ihr vor wenigen Tagen endlich die Erklärung dazu geliefert hatte: Ihr Fürst und einige der Männer, die hier ins Schloss zu Besuch kamen, wurden beschuldigt, eine ungesunde *Vita sexualis* zu haben. Was nichts anderes bedeutete, als dass sie sich für Männer interessierten. Was natürlich totaler Kokolores war. Eine lachhafte Anschuldigung, und doch ...

So, wie Viktor Novak es ihr erklärt hatte, ging die ganze Geschichte weit über eine moralische Empörung hinaus. Es schien eine gewisse politische Brisanz mitzuschwingen. Novak wurde nicht recht schlau aus dem Verhalten des Fürsten, wie er sagte. Und ihr ging es nicht anders.

Fürst zu Eulenburg war seit über zwanzig Jahren der beste Freund des Kaisers. Wann immer er in Berlin war, frühstückte oder dinierte er mit dem Kaiser. Er besaß immensen politischen Einfluss, ohne eine politische Stellung innezuhaben. Das gefiel nicht allen. Aber das war ja schon seit über zwanzig Jahren so. Was war nun anders als früher? War etwas vorgefallen? War es ausgelöst durch die nicht standesgemäße Hochzeit der Tochter? Oder was war die Ursache? Der Fürst stand – so hatte Novak es ihr erklärt – im Mittelpunkt einer Hexenjagd. Und wehrte sich nicht. Das allein schon war in höchstem Maße beunruhigend.

Für Hedda kam hinzu, dass es ihr an Gelegenheiten für ihre kleinen Gaunereien mangelte. Nur noch selten kam Besuch. Der Doktor, der beinahe jeden zweiten Tag hier aufkreuzte, zählte nicht. Die Komtessen gingen seltener aus. Also gab es weder Manteltaschen der Besucher noch gefüllte Samtbeutel der jungen Damen, in denen sie

nach schimmernden Münzen fischen konnte. Sie hoffte sehr darauf, dass sich alles ganz bald wieder normalisierte.

Lange Zeit hatte sie sich hier wohlgeföhlt. Doch nun, mit all dem Wissen um das, was vor sich ging, war sie verunsichert. Außerdem fragte sie sich, wie lange sie sich noch gegen Oswald Opitz wehren konnte. In den letzten Wochen hatte sie den heimlichen hinterhältigen Blick des Butlers immer wieder bemerkt. Dass sie nun mit Adelheid auf einem Zimmer schlief, würde sie nicht ewig vor seinen Übergriffen schützen.

Hedda hatte das Bettzeug der Fürstin zum Lüften rausgelegt und ging rüber in das Zimmer der ältesten Komtess. Das Bett sah noch genauso aus, wie Komtess Alexandrine es verlassen hatte. Eigentlich hätte Lydia Keller sich darum bereits kümmern müssen. Hedda ging über den Flur und öffnete ganz leise die Tür zum Schlafgemach der Komtess Viktoria. Auch dieses Zimmer war leer, und das Bettzeug lag noch wild verteilt auf der Matratze. Auf Zehenspitzen huschte sie zum Ankleidezimmer. Ganz, wie sie es sich gedacht hatte. Lydia stand vor einem großen Standspiegel, hatte sich ein Kleid vorne über den Körper gelegt und probierte einen passenden Hut dazu.

»Fräulein Keller, wieso sind die Federbetten noch nicht ausgelüftet?«

Lydia erschrak. Eilig riss sie sich den Hut von ihren aschblonden Haaren und das Kleid vom Körper. »Ich ... ähm ...« Sie lächelte Hedda zuckersüß an. »Das nennt man wohl erwischt. ... Aber so was machen Sie doch bestimmt auch gelegentlich?«, fragte sie in einem freundschaftlich verschwörerischen Ton.

Hedda wusste, was sie von diesem Ton, vor allem aus Lydias Mund, zu halten hatte. »Dazu habe ich keine Zeit. Und Sie auch nicht«, sagte sie schroff.

»Ich hatte das Kleid auch nur genommen, weil hier ein großer Fleck drauf ist. Sehen Sie?« Sie hielt Hedda das Kleid hin.

»Das ist ... ich glaube, es ist Fett. Wissen Sie, wie man Fettflecken entfernt?«

Lydia Keller nickte.

»Gut. Dann nehmen Sie das Kleid später mit runter und machen Sie den Fleck weg. Und jetzt lüften Sie die Betten. Ich gehe runter und helfe Fräulein Petzold.«

Noch eine, die weniger arbeitete als sie. Auch Martha drückte sich gerne vor den unangenehmen Aufgaben. Wenn das so weiterging, würde es bald ein Donnerwetter der Mamsell geben. Andererseits, Mamsell Reineke war im Moment schwer beschäftigt. Seit man Fräulein Maiwald, die Gouvernante der Fürstentöchter, rausgeschmissen hatte, musste sie sich häufig um die Komtessen kümmern. Natürlich konnte sie nicht mit ihnen im Salon Tee trinken, aber ständig wurde sie wegen diesem oder jenem gefragt. Hedda hatte schon bemerkt, dass ihr bestimmte Nachlässigkeiten nicht mehr auffielen.

Anscheinend ging alles den Bach runter. Auch bei den Männern. Der strenge Opitz schien sich auf Viktor Novak eingeschossen zu haben. Plötzlich konnte der erste Diener ihm nichts mehr recht machen. Ständig rügte er Novak, gab ihm Strafarbeit oder die unliebsamen Aufgaben. Andererseits fragte der Fürst nun oft ausdrücklich nach Novak für Tätigkeiten, die er vorher Opitz aufgegeben hatte. Was dieser mit noch mehr Nickeligkeiten quittierte.

Überall schien es schlechter zu laufen als noch vor einem halben Jahr. Der Kammerdiener musste nun noch zusätzliche Aufgaben übernehmen, die vorher der Privatsekretär erledigt hatte. Anscheinend wollte der Fürst in dieser Situation keinen neuen Mitarbeiter einstellen. Andererseits hatte der Kammerdiener ohnehin mehr Zeit, da er keine Reisen mehr für den Fürsten organisieren musste.

Die Kammerzofe der Fürstin dagegen musste sich nun als Gesellschafterin für die beiden Komtessen beweisen. Ein Umstand, der ihr zu schaffen machte. Wenngleich die Fürstin weniger reiste und weniger Besuch empfing, musste Fräulein Grooten sich zwischen all den zusätzlichen Aufgaben zerreißen. Sie war eine ältere Frau, bestimmt schon Mitte fünfzig, und befand, einige der Aufgaben lägen außerhalb ihres Aufgabengebietes. Es hatte bereits Diskussionen

darüber gegeben, dass sie jeden Morgen mit Komtess Viktoria ausreiten sollte. Zwei Mal war die Komtess mit ihr ausgeritten, dann hatte sie sich geweigert, die Kammerzofe mitzunehmen. Sie sei zu langsam, und überhaupt wolle sie ja gar nicht reiten. Was stimmte. Fräulein Grooten machte auf dem Pferd eine urkomische Figur. Hedda hatte sie mal aus dem Fenster beobachtet.

Also sollte Komtess Alexandrine ihre jüngere Schwester Viktoria begleiten. Aber auch die konnte Fräulein Maiwald nicht ersetzen. Alexandrine stand nicht gerne früh auf. Und überhaupt, frühmorgens als Erstes auszureiten, danach stand ihr nicht der Sinn. Also waren auch die Komtessen schlecht gelaunt. Wenn man jemanden lächeln sehen wollte, musste man dieser Tage schon das Schloss verlassen.

Natürlich, Wolfram Neumann, einer der Stallburschen, lächelte ihr immer noch zu, wenn sie sich zufällig hinten bei den Wirtschaftsgebäuden sahen. Keine Ahnung, was er sich davon versprach. Er hatte sie bedrängt, und sie war dafür abgestraft worden. Er sollte sich nicht einbilden, dass sie ihm verzeihen würde. Die von den Pferden verschmähten Pralinen durfte er gerne selbst essen.

Gedankenverloren ging Hedda runter in die unterste Etage. Sie wollte in die Stiefelstube. Im Vorbeigehen sah sie noch, wie Opitz die Tür der Waschküche hinter sich schloss. Adelheid hatte dort am Wasserhahn gestanden und füllte ihren Putzeimer. Die Arme, sie putzte den lieben langen Tag. Kaum eine Stunde verging, in der sie sich nicht die Hände nass machte. Aber das hatten sie alle durchgemacht. Es war etwas anderes, das Hedda irritierte: Was machte Opitz in der Waschküche?

Sie blieb kurz stehen und sah sich um. Auf dem Flur war niemand. Sie horchte. Die Stimmen waren kaum durch die geschlossene Tür zu hören. Die arme Adelheid. Wie würde sie reagieren? Sie, die sich noch viel weniger wert vorkam als alle anderen. Würde sie Opitz einfach das machen lassen, was er wollte? Oder würde sie sich wehren? Hedda konnte sich das kaum vorstellen. So gewitzt und clever die Kleine war, so beeindruckt und eingeschüchtert war sie

immer noch von allem und allen. Nein, sie war ein gehorsames Mädchen. Viel zu gehorsam.

Mit pochendem Herzen, aber entschlossen, riss sie die Tür auf.
»Hallo.«

O ja. Opitz stand verdächtig nah an dem Hausmädchen, das ungewöhnlich rot im Gesicht war. Hedda ging zu dem Regal, auf dem die alten Lappen gesammelt wurden, und nahm sich einen, als hätte sie genau das vorgehabt.

»Ach, Adelheid. Du sollst bitte sofort zur Mamsell kommen.«

»Was will sie denn?«, blaffte Opitz sie an.

Hedda zog die Schultern hoch. »Ich glaube, es geht um die Fenster im Speisesalon.« Am liebsten wäre sie nun hinausgeschossen und weggerannt. Aber sie blieb stehen und schaute Adelheid auffordernd an. Die ließ es sich nicht zweimal sagen, stellte den Putzeimer beiseite und ging gemeinsam mit ihr hinaus. Hedda zog sie um die Ecke und legte ihren Zeigefinger vor den Mund.

»Sag nichts. Die Mamsell hat nicht nach dir gefragt. Ich wollte dich nur aus Opitz' Klauen retten.«

»Er hat ...«, Adelheid schaute verschämt auf den Boden.

»Ich weiß. Lass uns heute Abend darüber sprechen«, flüsterte sie. Dann schaute sie um die Ecke. Opitz ging nach vorne.

»Die Luft ist rein. Schau, dass du schnell nach oben kommst, zu Gerda.«

»Danke!« Adelheid nickte mit ihrem goldblonden Schopf und ging.

Hedda wusste nicht, ob Opitz das geschluckt hatte. Wenn er mitbekam, dass das eine Finte gewesen war, würde er sich an ihr rächen. Es war dumm, Adelheid zu helfen. Andererseits konnte Opitz das, was er tat, doch nur genau deswegen ungestört tun – weil sie sich nicht gegenseitig deckten und halfen.

Sie lief zur Stiefelstube. Martha Petzold war dabei, die Schnürstiefel der Komtessen zu putzen. Eine Arbeit, die alle gerne machten, weil man währenddessen sitzen konnte.

»Ich habe die Schuhwichse schon angerührt. Hier, bedien dich.«

Für braunes Leder rührte man Olivenöl, Essig und Rübensirup zusammen. Im Herbst und Winter kam immer noch etwas Wachs dazu, damit die Nässe nicht eindringen konnte. Waren die Schuhe schwarz, nahm man statt des Sirups entweder fettiges Lampenruß oder Beinschwarz – Kohle aus verbrannten Tierknochen.

Die Mamsell hatte Herrn Opitz letztens vorgeschlagen, man solle doch auf fertige Schuhcreme ausweichen, die es neuerdings zu kaufen gab. Aber davon wollte er nichts wissen. Erstens fetteten die das Leder zwar, aber färbten abgeriebene Stellen nicht wieder ein, so sagte er. Und zweitens, und das hatte er über den ganzen Flur gedröhnt, sei er es leid, dass alle versuchten, es sich so einfach und so bequem wie möglich zu machen. Fertig gekaufte Schuhcreme – das komme ihm nicht ins Haus. Die Dienerschaft solle auch für ihr Geld arbeiten, und nicht nur faulenz. Punktum.

Faulenzen, als kämen sie hier je zum Faulenzen. Hedda zog sich eine Schürze mit langen Ärmeln über, die ihre weiße Schürze komplett bedeckte. Ihr Herz pochte noch immer. »Lydia hat wieder Komtess gespielt.«

Martha Petzold lächelte. »Na ja, das haben wir doch alle mal gemacht.«

Die Sache mit dem Seidenpapier auf der Treppe hatte Martha dem untersten Stubenmädchen längst vergeben. Kein Wunder. Drei Tage hatte sie mit ihrem geprellten Knie nicht auftreten können und durfte in der Leutestube sitzen und Kleidung ausbessern. Hedda dagegen hatte zwar einen riesigen blauen Fleck an der Hüfte gehabt, aber trotzdem für Martha mitarbeiten müssen. Noch immer war Hedda der Ansicht, dass die Geschichte mit dem verlorenen Seidenpapier auf den Steinstufen von Lydia Keller beabsichtigt gewesen war. Als hätten sie hier nicht schon genug Probleme.

Martha polierte die Reitstiefel der jüngsten Komtess. Hedda warf ihr einen Seitenblick zu. Vergriff Opitz sich auch an ihr? Martha war dürr und wenig lieblich anzusehen. Aber das war die Mamsell schließlich ebenfalls, und an ihr vergriff Opitz sich auch. Was war mit Lydia und Gerda? Mit den Frauen aus der Küche? Versuchte er es

letztendlich bei allen? Sollte sie Martha darauf ansprechen, was sie gerade gesehen hatte? Sie kamen ganz gut miteinander aus. Doch obwohl sie schon so lange zusammenarbeiteten, war ihr Verhältnis nicht freundschaftlich. Es war nicht so wie mit Adelheid.

Hedda entschied sich dagegen. Sie würde Martha sonst verraten, dass er es schon bei ihr versucht hatte. Was letztlich einer ungehörigen Anklage gleichkam, die sie nicht beweisen konnte. Nicht auszudenken, Martha würde gegenüber jemand Falschem ein Wort darüber verlieren. Nein, bei ihr war sie sich nicht sicher, was sie erzählen konnte. Also erzählte sie lieber gar nichts.

Wütend verteilte sie die Schuhwische mit einem Lappen auf einem Paar Sommerschuhe der ältesten Komtess. Opitz und seine Kartei der Verfehlungen. So hatte es die Mamsell genannt, als Hedda an der Tür gelauscht hatte. Was sollte sie sich darunter vorstellen? Eine Sammlung von Sünden und Fehlern und Vergehen der Diensten? Liebend gern hätte Hedda eine eigene Kartei nur für seine Verfehlungen angelegt. Am liebsten würde sie den Dreckskerl über die Klinge springen lassen. Nur wie? Sie hatte keine Ahnung.

Nachdem sie die Schuhe überall eingeschmiert hatte, griff sie sich eine weiche Bürste und fing an, das Leder auf Hochglanz zu polieren. Nein, mit Martha durfte sie nicht rechnen. Aber was, wenn sie sich mit Adelheid zusammentat? Möglicherweise sogar mit Adelheid und Viktor Novak?

Adelheid hatte ganz sicher nichts dagegen, sich mit Novak zu verschwören. Viktor Novak sah gut aus und hatte hervorragende Manieren. Aber für Heddass Geschmack war er zu einsilbig, und er schien etwas gegen Spaß jeglicher Art zu haben. Sie wusste nicht, ob sie ihn jemals hatte lachen sehen. Na ja, ganz so schlimm war es nicht, aber fast. Er schien immer in sich gekehrt, war aber dennoch sehr aufmerksam. Wusste sich auszudrücken, hielt aber meistens den Mund. Würde von den jungen Damen hier angeschwärmt, schien aber nicht das geringste Interesse daran zu haben. Hätte sie gehört, dass es Novak sei, der nicht am weiblichen Geschlecht inte-

ressiert sei, hätte sie das sofort geglaubt. Wobei, er schien eher an gar niemandem interessiert zu sein.

Sie war überrascht, dass es zu dieser denkwürdigen Begegnung mit ihm gekommen war, bei der er ihr Dinge erzählt hatte, die man besser nicht aussprach, wenn man an seiner Stellung interessiert war. Vermutlich hatte er das auch nur getan, weil sie ihm zuvor von Dingen erzählt hatte, die man hier im Schloss ebenfalls besser nicht laut aussprach.

Das war riskant. Schließlich musste sie noch einige Jahre hier arbeiten, um das Geld für Amerika zusammenzusparen. Sie wollte nirgends anders anfangen. Sie wusste doch bereits, dass das Gras auf der anderen Seite des Zauns nicht grüner war. Natürlich, es herrschte Dienstbotenmangel. Trotzdem war es kaum wahrscheinlich, dass sie eine neue Stelle in einem gleich großen Haushalt fand. Eher würde sie nur irgendwo als Hausmädchen landen, wo sie wieder putzen und schrubben und Nachttöpfe reinigen durfte. Nein. Darauf hatte sie wirklich keine Lust mehr. Besser, sie versuchte hier, ihre Situation zu verändern.

Was, wenn sie sich zu dritt zusammentaten? Ob sie dann mehr gegen Opitz ausrichten konnten? Adelheid wusste spätestens jetzt, was sie erwartete. Und Novak ... So, wie Opitz sich im Moment ihm gegenüber verhielt, sollte es doch wohl möglich sein, ihn mit ins Boot zu holen.

Ins Boot holen, wofür eigentlich, dachte Hedda. Ihr kam nur eine Sache in den Kopf: Natürlich, um Opitz die Kartei der Verfehlungen abspenstig zu machen und ihn schachmatt zu setzen.

13. Juni 1907

Constanze half Ruth Mandelbaum auf den Bahnsteig. Sie kamen gerade aus der Stadt zurück. Der Besuch des Deutschen Kolonialhauses in Berlin Tiergarten hatte die alte Dame doch arg strapaziert. Dort hatten sie eingekauft und einen früheren Geschäftspart-

ner ihres Mannes besucht. Die Verbindung reichte zurück bis in die Zeit, als Herr Mandelbaum bei deutschen Pflanzern und Händlern, die sich an fremden Gestaden niedergelassen hatten, Kolonialwaren ankaufte und mit gutem Gewinn weiterverkaufte. Das war schon in der Zeit gewesen, als Deutschland noch gar keine eigenen Kolonien gehabt hatte.

Heute war das anders. Deutsch-Südwestafrika, Deutsch-Ostafrika, Kamerun und Togo waren die wichtigsten Kolonien in Afrika. In Asien und Ozeanien gab es Kaiser-Wilhelm-Land, Dutzende größere und kleinere Inseln und natürlich die Vorzeige-Kolonie Deutsch-Samoa – die einzige Kolonie, die wirklich Gewinn abwarf, zumal für das Deutsche Kaiserreich. Die Händler aber machten alle Profit, damals wie heute. Und Ruth Mandelbaums verstorbener Mann war einer von ihnen gewesen.

Constanze hatte sich gar nicht sattsehen können. Schon das prächtige Haus selbst, erst vor wenigen Jahren erbaut, war eine echte Sensation. Koloniale Motive wie steinerne Elefanten, Löwen und afrikanische Krieger schmückten die hohe Fassade. Doch das war nichts gegen den Anblick, der sich ihr drinnen geboten hatte. Die schier nicht enden wollenden Verkaufsauslagen waren bunt, exotisch, fremdartig und manchmal geradezu wild.

Frau Mandelbaum hatte Constanze eine echte Straußenfeder gekauft. Die solle sie sich von einer Putzmacherin auf einen Hut machen lassen. Constanzes Protest half nichts. Keiner ihrer Hüte war elegant genug für die teure Feder. Das komme schon noch, sagte die alte Dame verschmitzt. Und hatte weiter eingekauft – Schokolade aus Kamerun, Kakao und Pfeffer aus Togo, deutschen Kaffee aus Ostafrika, echten chinesischen Tee, Reis aus Indien, und sogar ein paar Bananen bestellte sie. Alles würde ihr noch heute Abend in den Grunewald geliefert.

Am faszinierendsten fand Constanze die Ecke mit den Gewürzen: Muskatnüsse und Safran, Kardamom und Kurkuma, frische Vanilleschoten und Curry-Abmischungen – ein buntes Potpourri der Düfte.